



Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 23

Sonnabend, den 15. Nebelmond 1930.

Nr. 23

Die Madonna von Schulzenhagen im Kösliner Heimatmuseum.

Von Rustos Dr. Balke, Stettin.

Wenn es noch nötig wäre, heute Wert und Bedeutung eines guten Heimatmuseums für die Denkmalspflege zu erweisen, so könnte dafür ein Stück wie der Torso der Madonna aus Schulzenhagen genügen. Ihr Zustand läßt keinen Zweifel darüber, daß die Figur, noch einmal ein Menschenalter dem Verfall überlassen, endgültig verloren gewesen wäre, wenn sie nicht im letzten Augenblick in den schönen Räumen des Kösliner Heimatmuseums ein schützendes Dach und die liebevollste Pflege gefunden hätte. Von nicht besonders hoher Qualität und zudem durch grobe Vernachlässigung früherer Zeiten erheblich verstümmelt, gehört sie zu jenen Stiefkindern der Denkmalspflege, für die gemeinhin weder die Kirche selbst noch ein großes Museum recht zu erwärmen ist. Und doch wäre es unbedingt ein Verlust, wenn Denkmäler wie diese Madonna verloren gingen, ein Verlust nicht nur für den pommerischen Kulturbesitz, sondern ein mittelbarer Verlust auch für den Volksgeist der engeren Heimat. Denn wir retten und ehren in unseren Kunstdenkmälern ja nicht allein Dokumente der Geschichte, sondern ebenso sehr Zeugnisse einer ehrfurchtigen und opferbereiten Gesinnung, die ehemals Kirchen und Rathäuser würdig zu schmücken für Ehrenpflicht hielt. Wie sehr kann ein Stück wie die lebensgroße Schulzenhagener Madonna, aus einer ganz kleinen Dorfkirche stammend, in der sie durchaus nicht den einzigen Schmuck bildete, wie sehr kann solcher Opfermut der Vergangenheit die heutige Gleichgültigkeit so mancher pommerischen Kirchengemeinde gegen ihr Gotteshaus beschämen.

Da außer den Beinen bei Mutter und Kind auch je ein Arm fehlt, kann die Gesamterscheinung der Madonna nicht ohne Ueberlegung vorgestellt werden: Wir kennen vorzugsweise zwei Typen, denen die Schulzenhagener Madonna angehören könnte: bei dem einen bildet ein Apfel in der Hand der Mutter, nach dem das Kind den Arm verlangend ausstreckt, das verbindende Motiv der Gruppe; bei dem anderen hält die Madonna als Zeichen ihrer Hoheit in der freien Hand ein Szepter; die Weltkugel ist dann gewöhnlich das entsprechende Attribut des Christkinds, in seltenen Fällen eine Taube.

Der repräsentative geradeaus gerichtete Blick der Schulzenhagener Madonna läßt kaum einen Zweifel, daß wir jenen zweiten Typus der Szeptertragenden Himmelskönigin voraussetzen haben. Von byzantinischen Vorstellungen ausgehend, behauptet sich die ganze Epoche der romanischen und gotischen Plastik hindurch diese ältere feierlichere Auffassung neben den bekannten, meist soviel reizvolleren Gruppen, die in immer wieder neuen Abwandlungen das Thema der Mutterliebe am Beispiel der Madonna und des Kindes darstellen. Gelegentlich durchdringen sich auch die beiden auf grundverschiedenen Stimmungen beruhenden Fassungen. So greift hier bei der Madonna aus Schulzenhagen das Kind mit der Linken in den Mantelausschnitt der Himmelskönigin, aber dieser kleine, kindlich-naïve Zug bleibt auch die

einzige intimere Beziehung zwischen Kind und Mutter, die im übrigen sich ganz nur an die unsichtbare Gemeinde der Beschauer zu wenden scheint.

Wir finden diese vorwiegend, aber nicht ausschließlich repräsentative Auffassung der Madonna im 15. Jahrhundert durch ganz Mitteleuropa verbreitet, in besonders schönen Beispielen in Frankreich und den Rheinlanden, in Schwaben wie in Schlesiens, vereinzelt auch in Norddeutschland. Bei diesen wundervollen Madonnen aus der Blütezeit des Ma-



rienkultus beruhen nicht ihre schlechtesten Reize gerade auf den sich gegenseitig steigenden Wechselwirkungen einer ausgesprochen höfischen Hoheit der Madonna und ihrer durch eine Geste des Kindes betonten Mütterlichkeit.

An diese der edelsten Tradition spätmittelalterlicher Kunst angehörigen Wunderwerke darf man vor dem Schulzenhagener Madonmentyp nicht denken. In Einzelheiten glaubt man an unsern Stück zwar bestimmte Vorzüge eines guten Vorbildes nachwirken zu sehen, etwa im Diagonalgang der Mantelfalten und ihrem kastadenartigen Ausklang auf der rechten Seite. Aber vielleicht erkennt man auch gerade an der Stelle, wo dieser Uebergang stattfindet, an der ungeschickten und lahmen Art der Schürzung über dem rechten Unterarm, am deutlichsten, mit welcher verhältnismäßig geringem Verständnis der Schnitzer seinem Vorbilde gegenüberstand.

In der statuarischen Haltung klingt eine leise S-förmige Schwingung nach, wie sie so vielen gotischen Figuren zugrundeliegt und wie sie bei den Madonnen der besten Zeit in ganz besonderem Sinne Ausdruck fraulicher Anmut geworden ist. — Hier aber erscheint diese Ausschwingung der Gestalt nur noch als letzter, handwerklich vererbter Rückstand

einer Tradition, die auf langem Wege durch viele Hände ihren geistigen Sinn zu einem guten Teil eingebüßt hat. Denn die Schulzenhagener Madonna muß, bestimmten Anzeichen des Faltenwurfs nach, als sehr späte Reduktion eines älteren Typus angesprochen werden. Haltung, Umrißführung und geistige Fassung gehören, wie es scheint, zur Genesung der Generation um 1460, die Arbeit selbst dürfte aber kaum vor, vielleicht erst nach 1500 entstanden sein.

Der Eindruck der Gestalt war gewiß auch vor ihrer Verstümmelung von einer gewissen gedrückten Verbtheit, mit der sie von gotischem Formideal weit abrickt. Vor allem kommt allerdings in diesem Widerspruch zwischen der geistigen und der körperhaften Form zum Ausdruck, daß es sich um die Arbeit einer ländlichen, jedenfalls provinziellen Werkstatt handelt, die, örtlich näher zu bestimmen, unsere Kenntnisse leider noch nicht ausreichen (verwandte Dinge finden sich zwar genug). Wenn diese Herkunft aus ländlicher Werkstatt sich für die Beurteilung der künstlerischen Qualität natürlich ungünstig geltend macht, so wird doch der Heimatfreund über allen Unzulänglichkeiten froh und stolz sein dürfen, daß seine Vorfahren im eigenen Lande nachweislich Stolz, Ehrgeiz und technisches Können genug besaßen, ihre Kirchen mit würdigen und hauptsächlich tüchtigen Stücken auch großen Umfangs zu schmücken. In diesem Gedanken wird man die Aufstellung der Schulzenhagener Madonna im Kösliner Heimatmuseum mit lebhafter Freude begrüßen dürfen.

Vorbildliche Arbeiterfürsorge Friedrichs des Großen.

Im neuen Preußen gehört es nachgerade zum guten Ton, all das, was vor dem November 1918 von Staats wegen geschah, als schlecht und unsozial hinzustellen. Und besonders dem deutschen Arbeiter wird es wieder und immer wieder von der marxistischen Presse eingehämmert, daß erst die Revolution ihm menschenwürdige Arbeits- und Rechtsverhältnisse, „Freiheit, Friede, Brot“ gebracht habe.

Wenn solche Schlagworte leider immer noch zugkräftig sind, so ist daran hauptsächlich die mangelnde geschichtliche Schulung der breiten Masse unseres Volkes schuld. Denn es läßt sich leicht mannigfach erweisen, daß gerade die preussischen Könige ein warmes Herz für die Arbeiter hatten und ihnen ihre Fürsorge zuwandten. In dieser Hinsicht ist auch die Geschichte des königlichen Eisenhüttenwerkes Torgelow von 1754 bis 1861 besonders beweiskräftig.

Preußen war damals noch ein reiner Agrarstaat; doch Friedrich der Große erkannte klar, daß er sich durch eine einheimische Industrie möglichst unabhängig vom Auslande machen müsse. Deshalb wurde unter dem 18. 11. 1752 die königliche Kriegs- und Domänenkammer zu Stettin angewiesen, von sämtlichen Aemtern und Magistraten Berichte über

etwaige Eisenvorkommen einzufordern und diese durch Sachverständige untersuchen zu lassen. Weil Raseneisenerz und Holz dort genügend vorhanden waren, wurde die Anlage eines vorpommerischen Hüttenwerks bei Torgelow empfohlen. Der Staat ließ es sich verhältnismäßig bedeutende Summen kosten, das Werk einzurichten und zu unterhalten. Wenn das neue Preußen dem Stettiner Vulkan ähnliche staatliche Fürsorge hätte angedeihen lassen, so wäre solch Unternehmen von Belustigung jedenfalls nicht verschroten worden.

Hier soll jedoch nur die Rede von des großen Königs Fürsorge für seine Werkarbeiter sein. Unter dem 5. März 1754 verlieh er ein Privileg, das die Rechte und Pflichten der Arbeiter bis ins einzelne regelte und ihnen die sogenannten Hüttenfreiheiten gab. Nach dem Artikel I dieses Privilegs waren die sämtlichen Arbeiter und Beamten nebst ihren Familien von allen Lasten frei. Sie brauchten keine militärische Einquartierung zu nehmen, keine Kontributionen, Kavalleriegelde, Husen- und Giebel-schosse und wie die Abgaben alle heißen mochten, zahlen, solange sie auf der Hütte tätig waren. Der König erkannte die Schädlichkeit des englischen Truystystems, nach dem die Arbeiter die Lebensmittel von der Verwaltung oder von bestimmten Geschäften kaufen oder Waren statt baren Lohnes annehmen mußten. Deshalb verbot er dies Verfahren und be-

stimmte, daß den Hüttenbediensteten der Lohn unverkürzt zu zahlen sei „und sie keineswegs angehalten werden, wider ihren Willen Lebensmittel oder andere Sachen statt baren Geldes anzunehmen, wie solches bei andern Hütten wohl zu geschehen pflegt, und dadurch den armen Arbeitern ihr lauer verdienter Lohn gewissermaßen entzogen wird“. Außer dem Barlohne wurde sämtlichen Arbeitern freie Wohnung und Feuerung gewährt. Beim Verzug nach auswärtig durfte — die Freizügigkeit herrschte noch nicht allgemein — keine Abgabe von den mitgenommenen Sachen oder dem baren Vermögen gefordert werden. Zum Schluß sicherte der König allen Hüttenarbeitern seinen königlichen Schutz gegen jedermann, hohen und niederen Standes, nachdrücklich zu.

Weil Friedrich der Große so landesväterlich für seine Werkleute sorgte, hören wir auch nie von irgend welchen Streitigkeiten oder gar Arbeitsniederlegungen, und es bildete sich ein Stamm von stetigen Arbeitern, deren Nachkommen wir noch heute als Fabrikbesitzer in der Torgelower Eisenindustrie finden. Am 27. April 1769 erließ der König eine neue Hütten- und Hammerordnung für die sämtlichen preussischen Eisenhütten, die sich in ähnlichen Bahnen wie die Torgelower bewegt und heute noch als vorbildlich für viele Lohnabkommen gelten kann.

E. B.

Zum 400. Geburtstag des Spinnrades in seiner jetzigen Gestalt

Von Rektor Weber, Köslin.

Es ist ein glücklicher Zufall, daß der diesjährige erste Geburtstag des Heimatmuseums in Köslin sich aufs engste verbindet läßt mit dem Geburtstag eines der wichtigsten volkswirtschaftlichen und volkstümlichen Geräte, dem Spinnrad. Das Spinnrad gehört wohl der Vergangenheit an, das kann aber kein Hinderungsgrund sein, angesichts der großen Bedeutung, die dieses Gerät im deutschen Volksleben gehabt hat, des Erfinders und seines Werkes ehrend zu gedenken.

Spinnen und Weben ist eine alte Kunst, fast so alt wie die Menschheit selbst. Es entstand aus dem Bestreben, persönliche Bedürfnisse zu befriedigen. Anfangs mögen wohl die Pelze erlegter Tiere zur Kleidung verwandt worden sein, aber bald kam man dazu, aus den Haaren der Tiere und aus dem Bast von Pflanzen, Flachs, Hanf und Nesseln lange Fäden zu drehen und diese miteinander zu verflechten, zu weben. Als Werkzeug diente dazu die Spindel.

Das war eine runde Scheibe aus Stein, Metall oder Ton, die in der Mitte ein Loch hatte. Da hinein wurde der Stab gesteckt und an diesem die Faser befestigt. Diese wurde sodann mit dem Finger gedreht, wodurch die an dem Faden senkrecht hängende Spindel sich in rotierende Bewegung setzte. War der Faden gedreht, so wurde er auf den Stab der Spindel gewickelt. In den 3000 bis 5000 Jahre alten Gräbern der Pharaonen in Ägypten sind uns nicht nur die Spindeln und die Darstellungen ihrer Benutzung erhalten, sondern die Mumien sind sogar in Leinwand gehüllt, bei der in einem Quadratmeter 60 Fäden des Aufschlages mit 28 Fäden des Einschlages sich kreuzen.

Wann der Flachsbau zu den Germanen gekommen ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Wir kennen aber Moorleichen, die vielleicht schon zur Steinzeit versunken und in Leinwand gekleidet waren. Aus der geschichtlichen Zeit kennen wir Ver-

ordnungen Karls des Großen über Spinnen und Weben in den Klöstern und auf den Domänen. So zeitraubend das Spinnen auch war, muß doch in Deutschland im Mittelalter viel gesponnen worden sein. So hatte z. B. Augsburg in der Mitte des 15. Jahrhunderts schon 700 zünftige Weber; und wenn man bedenkt, daß auch heute noch in gewissen Landesteilen Europas mit der Handspindel gearbeitet wird, so ergibt sich hieraus ohne weiteres, von welcher hohen Bedeutung dies einfache Gerät für die Volkswirtschaft zu jeder Zeit gewesen ist.

In Deutschland hören wir im Jahre 1298 zum ersten Male etwas von einem Spinnrad. Es war ein Handrad, das in Speyer vielfach im Gebrauch war. Bei dem Handrad ist die Spindel wagerecht gelagert. Durch die Schnur, die von einem mit der Hand zu drehenden Rade über den Schnurlauf des Wirtels geführt wird, setzt man die Spindel in drehende Bewegung. Wird nun der Faden nach vorn in der Spindelrichtung gehalten, so wird er gedreht; seitwärts gehalten, wird er auf die Spindel gewickelt. Mit diesem Handrade konnte das Doppelte an Garn gesponnen werden als mit der Handspindel. Die erste Abbildung eines Handrades befindet sich im Germanischen Museum in Nürnberg in einem Hausbuch von 1480. Dieses Handrad hat bereits Flügel zum Führen des Fadens und die Rolle hat schon einen besonderen Schnurlauf. Die schönste Darstellung bringt aber der Nürnberger Künstler Glockendon (1524) in einer Bibel, die sich in der Bibliothek in Wolfenbüttel befindet. Zwei jugendliche Mädchen sitzen am Rodenständer und haben Spindeln im Gebrauch, während die Mutter selbst an einem Handrade tätig ist. So weit war das Spinnrad bis 1524 entwickelt.

Zu dieser Zeit lebte ein Mann namens Jürgen in Watenbüttel bei Braunschweig. Er hatte dort einen Krug und war außerdem Bürger der Stadt. Wir wissen von ihm urkundlich wenig. Wir kennen weder seinen Geburtstag, noch wissen wir, wann er gestorben ist; aber in der Volkerdingischen Chronik von Braunschweig wird er ausdrücklich als ein Meister des Spinnrades erwähnt, mit dem Zusatz, daß der Krug in Watenbüttel seit 1530 den Namen „Zum Spinnrade“ führte. Weiter wird erwähnt, daß er für seine Erfindung von einem „Edlen Rat der Stadt Braunschweig“ ein kleines silbernes Spinnrad erhalten habe. Im Speicher des Jürgen'schen Grundstückes gab es nach niederfächischer Sitte auf den Balken eingeschnitzte Sprüche. Auf dem einen Balken stand geschrieben: „Bete und arbeite, tritt das Spinnrad, so hast Du Brot.“ Wir hören hier also zum ersten Mal etwas von einer Tretovorrichtung. Die technische Verbesserung bestand also darin, daß das Rad nicht mehr mit der Hand, sondern durch eine Tretovorrichtung und Kurbel in Be-

Pommerischer Pflöckchen, Deine Schule!

Heimatgeschichtliches Festspiel

in drei Aufzügen mit Gesang und Tanz aus den Jahren 1807 und 1830.

Von Marie Luise Barz, Köslin.

Aufführungsrecht von der Verfasserin.

(Fortsetzung.)

Rittmeister: Wir tanzen weiter, Kösliner! Musik! Den „Friederikus Rex“! (Er macht vor der Bürgerin eine tiefe, scherzende Verbeugung, und, obgleich sie sich erst sträubt, läßt sie sich, lachend und kopfschüttelnd, zu einer Runde im langlamen Walzer führen. Dann bietet der Rittmeister ihr den Arm und führt sie rechts zum Ausgange in den Saal. Indem er an seinem Bruder und Jahn vorübergeht, berührt er diese beiden Länger, unbemerkt von den andern, an der Schulter. Sie neigen, ohne einen Laut, den Kopf, tanzen nur noch wenige Takte bis zur Ausgangstür rechts, verneigen sich vor ihrer Tänzerin und führen diese auch hinaus. Beim Vorübergehen berührt Jahn auch Ludwig Fiß' Schulter. Auch dieser neigt zustimmend den Kopf. Die Musik hört auf. Ludwig Fiß hebt seine Lowisa frohlockend hoch und, als er sie wieder auf die Füße stellt, gibt er ihr einen herzhaften Kuß. Sie lacht und klappst ihn mit beiden

Händen auf die Schulter. Auch die andern Burschen machen vor ihren Mädchen eine Verneigung, trennen sich von ihnen und treten im Hintergrunde mit Ludwig Fiß zusammen. Dieser sagt ihnen ein kurzes Wort. Darauf, einer nach dem andern, ruhig nach links ab, wobei jeder Bursch noch einmal, abschiednehmend, sich nach seinem Mädchen umblückt. Diese achten nicht darauf, ordnen am Haor, Häubchen oder Bruststück und schlendern dann, sich alle einhakend, im Saale in die Runde. Die Musik setzt ein mit: „Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang...“ Nebenher hört man tanzen. Die Mädchen blicken in den Saal, sehen sich dann um und fragen mit großer Unruhe):

Wo bleiben denn unsere Burschen?

(Von links, nur um die Türecke blickend) Schulze Krüger aus Bauerhusen (aufgeregt, raunt halb-laut): Mätes, dei Schillschen Reiter und eure Burschen sind aufgefessen und heidil! (Die Mädchen greifen erschrocken an den Kopf.) Eine Schar Franzosen will zum Neuen Tor herein! (Er legt den Finger auf den Mund): Kommt rasch up den Wagen! Wir fahren die Jam under Landstraf nach Haus. Da trifft uns kein Franzos! (Als die Mädchen verschwinden mit ängstlichem Aufschrei schnell mit ihm nach links. Der Vorhang fällt, während die Musik noch fortspielt): „Hinaus in die Ferne...“

(Ende des zweiten Aufzuges.)

3. Aufzug.

(Spielt im Jahre 1830.)

1. Auftritt.

(Die Bühne zeigt, wie im 1. Aufzuge, den Dorfplatz von Bauerhusen. Jetzt aber festlich mit grünen Maibäumen geschmückt, bezw. mit einem Gewinde, über die Straße gezogen. Eine pommerische, eine preussische Fahne. In der Mitte ein geschmücktes Rednerpult, denn hier im Freien soll eine kleine Nachfeier der soeben stattgehabten Einweihung des Schulgebäudes folgen. Rechts und links soviel Bänke, daß die aufmarschierenden Kinder, links vom Zuschauer die Mädchen, rechts die Knaben, darauf Platz finden. Im Hintergrunde die Bevölkerung von Bauerhusen, Eltern der Kinder, ältere Frauen und Männer. Die vier in Aufzug 1 und 2 aufgetretenen Paare sind jetzt Mütter und Väter. Die Mütter tragen eine Frauenhaube, sonst den Festanzug von Aufzug 2; die Väter Schnurrbart, zum Teil langes Haar (keinen Pops mehr), schwarzen Festrock, Kniehosen, lange Strümpfe, Schnürschuhe (wenn möglich, mit Schnallen). Alle hier stehenden blicken freudig und gespannt nach rechts, zeigen dorthin und nicken sich im Warten lebhaft zu. Man hört noch vor dem Aufgehen des Vorhangs taktmäßige Schritte und das Pied (mit leiser Musikbegleitung): Weißt du, wieviel Sternlein stehen... Mitten im ersten Verse geht der Vorhang auf. Beim dritten Verse: Weißt du, wieviel Kinder frühe... marschieren die Kinder paarweise, geschmückt, von

wegung gefeßt wurde. Leider ist das kleine silberne Spinnrädchen verloren gegangen. Es wird gewiß ein getreues Abbild des Jürgenschen Rades gewesen sein. Auch der Singspruch am Speicher ist nicht mehr vorhanden. Dagegen findet sich das sogenannte Jürgensche Bodrad vielfach abgebildet auf den Amtssiegeln der Drechslerzünfte. Auf diesen Siegeln, die z. T. bis ins 17. Jahrhundert zurückreichen, hat das Spinnrad bereits seine gegenwärtige Gestalt. Neuerdings weist Bomann („Niederländisches Hausgerät“) darauf hin, daß das Lüneburger Spinnrad, wie es in den Museen in Celle und Lüneburg aus alten Bruchstücken rekonstruiert, wohl die älteste Form unseres heutigen Spinnrades darstellt; es ist das Jürgensche Tretrad.

Dieses Spinnrad hat Deutschland zum Garnlieferanten von halb Europa gemacht. Ursprünglich lieferte das Handrad doppelt soviel Garn als die Handspindel, das Tretrad aber, das der Spinnerin beide Hände zum Formen des Fadens freimachte, das Fehnfache der Handspindel. Vor Jürge gab es jedenfalls kein Tretrad.

Von der Mitte des 16. Jahrhunderts ab führen die Jürge den Familiennamen „Spinnrad“, womit man offenbar die großen Verdienste der Familie um die technische Verbesserung des Geräts ganz besonders anerkennen wollte. In der Martinskirche in Braunschweig befindet sich ein großes in Stein gehauenes Epitaph zum Gedächtnis des verstorbenen Bürgermeisters Paul von Pawel und seiner Frau. An dem unteren konsolartigen Abschluß des Epitaphs hat der Meister sein Selbstbildnis angebracht. Es ist unser Meister Hans Jürge, der sich also auch als Bildhauer einen Namen gemacht hat.

Nach dem Dreißigjährigen Kriege ist das Spinnrad zu einem Segen für Deutschland geworden. Der Handel führte das Garn aus, die Holländer und Brabanter kauften es. Diese klöppelten die bekannten Spitzen daraus, die sie das Pfund mit 200 bis 300 Taler verkauften. Besonders gefördert wurde das Spinnen durch den Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Er verordnete 1656 für Brandenburg und Pommern:

1. Spinner und Weber soll man auf dem Lande so viel als man kann und will ansetzen dürfen.
2. Spinner und Weber haben bei früherem Feiertagen niedere Steuern zu zahlen.
3. Das Spinnen wird allen Höberfrauen und Handwerkerfrauen und -töchtern, die Waren in öffentlichen Buden feilhalten, anbefohlen.

In Preußen mußten später fogar die Soldaten spinnen. Für das Drechslergewerbe wurde das Spinnrad von der größten Bedeutung. Nürnberg verlangte von den Drechslern als Meisterstück stets ein „tüchtig“ Spinnrad“. Mitte des 18. Jahrhunderts wurde auf Anregung der Pfarrerstochter

Treffurth in Riede bei Hoya ein Spinnrad konstruiert, das zwei Spindeln besaß. Bomann berichtet jedoch, daß diese Form des Spinnrades keine weite Verbreitung gefunden habe. Von Holland bis zu den baltischen Provinzen war das Bodrad mit einer Spindel im Gebrauch. In Mitteldeutschland gibt es heute noch ein sogenanntes Klutrad mit zwei Spindeln. Der Name kommt wohl von der abgerundeten Form her, weil die Spindel über dem Rade angebracht war. Solche Spinnräder gibt es im Seiffertischen Museum in Dresden zu sehen. Es wäre interessant, festzustellen, ob sich diese Form auch auf niederländischem Kulturboden, z. B. auch in Pommern vorfindet.

Von Interesse ist auch die Tatsache, daß zu Goethes Zeiten Baumwolle noch mit der Handspindel gesponnen wurde (Wilhelm Meisters Wanderjahre, 3. Buch, 5. Kapitel). Er konnte aber auch schon das Treppspinnrad. In seinem Gedicht „Der Goldschmiedegessell“ heißt es:

„Das kleine Füßchen tritt und tritt,
Da denk' ich an das Mädchen,
Das Strumpfband denk' ich auch wohl mit,
Ich schenk' s dem lieben Mädchen.“

Zu dem Spinnrad gehörte auch der Haspel, mit dem das gesponnene Garn von der Spule abgewickelt wurde. Bei besonderen Gelegenheiten, wie Brautausstattungen, wurden die Spinnräder und Haspeln mit Beinknöpfchen und Rosetten verziert, der Haspel wohl gar mit einer Uhr und mit tanzenden Puppen. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Formen des gedrehten Geräts überall beibehalten wurden. Besonders die Niedersächsen hängen mit größter Zähigkeit am Althergebrachten. Sehr hübsch schildert Heinrich Lange eine kleine Episode aus seiner Lehrzeit: „Als in meiner Lehrzeit einem Mädchen geraten wurde, ein „schlechtes“ Rad mit glatten Formen zu bestellen, erklärte es: „Ne, so ein olb Affiltes mag id nich.“ („Affiltes“ ist ein vom Abdecker abgezogener Kadaver.) (Deutsche Drechslerzeitung Leipzig 1928/29.) — Der gewaltige Umsturz zu Ungunsten des Spinnrades kam mit der Erfindung der Spinnmaschine (1767). Ende des 18. Jahrhunderts lieferte England an Preußen jährlich für 3 Millionen Taler Garn. Dazu kam, daß die billigere Baumwolle das Leinen allmählich verdrängte. Aber noch konnte man keinen Flachss mit der Maschine spinnen. Napoleon I. setzte 1810 einen Preis von 1 Million Franken aus für eine Flachsspinnmaschine. Sie ist 1818 von einem Franzosen erfunden worden. 1830 liefen in Leeds bereits in einer Fabrik 20 000 Flachsspindeln; jede lieferte soviel Garn wie 500 Spinnräder. So kam es, daß das berufsmäßige Spinnen lahmgelegt wurde (Damaschle, Nationalökonomie).

Es wäre töricht, sich aus romantischen Ideen gegen die Entwicklung zu stemmen. Aber charakteristisch ist es doch, daß z. B. der Inder Gandhi, der die Selbstständigkeit Indiens erstrebt, die Textilfabriken nur für den Export arbeiten lassen will, die Eingeborenen aber nur selbstgesponnene und selbstgewebte Kleidungsstücke tragen sollen. Die Zuhörer müssen bei seinen Ansprüchen mit den Handspindeln die Baumwolle dazu spinnen. Wie vor 400 Jahren das Spinnrad die Spindel überholt hat, so überholte im 18. Jahrhundert die Spinnmaschine das Spinnrad, wenigstens, soweit es sich um Massenbedürfnisse handelt. Das Spinnen am Rade für den Lebensunterhalt ist längst unmöglich. Auch dort, wo noch für den eigenen Bedarf gesponnen wird, ist der Anbau der „blauen Blume“ eingeschränkt. Im Jahre 1913 wurden noch 71 633 Tonnen Flachs in Deutschland eingeführt; davon wurden 16 300 Tonnen im Werte von 35 Millionen Mark zum Verbrauch im Lande belassen. Es ist natürlich, daß in Gegenden mit dünnerer Bevölkerung, wo es nie ein gewerbsmäßiges Spinnen gab, das Spinnen zu Hause sich am längsten erhalten hat. (Mecklenburg, Pommern, Ostpreußen, Westpreußen, Posen.) Im Sommer und Herbst wird in diesen Gegenden der Flachs bearbeitet, und in den Wintertagen schnurrt das Spinnrad und klappert das Webtau.

Daß das Spinnrad und das Spinnen so von Poesie umwoben war, mag seinen Grund darin haben, daß es die Arbeit der Frauen und Mädchen war; dann aber auch wohl aus Freude am Selbsttätigsein. Der Wert eines jungen Mädchens wurde nach der Weinwand bemessen, den es in der Truhe hatte. Dabei fangen die Mädchen:

„Das Garn hab' ich gesponnen
In mancher langen Nacht,
Und hab' dabei, mein Liebster,
Gar treu an Dich gedacht.
Und kommt das Stück vom Stuhle,
Bleib' ich's im Sonnenschein,
Und über's Jahr im Sommer,
Ja, über's Jahr im Sommer,
Soll unsere Hochzeit sein.“

Diese Verbindung des Gesanges mit der Arbeit, besonders auch beim Spinnen, finden wir bei allen Völkern. Ich weise im Zusammenhang hiermit auf Professor Büchers Veröffentlichung „Arbeit und Rhythmus“ hin.

Die Spinnstuben, in denen bei dem Schnurren der Räder wieder gesungen, geplaudert und wohl auch manches ernste Wort gesprochen wurde, waren über ganz Deutschland verbreitet. Sobald im Herbst die Feldfrüchte eingebracht und der Flachs bearbeitet war, wurden die Spinnräder vom Boden geholt

ts herein. An der Spitze der neue Lehrer Rosenow. (Älterer Mann im festlichen Schwarz, Kopf, schwarzer Halsbinde, sonst gleidet wie die vorhin genannten Männer.) An seiner Linken schreitet (gleichsam als Tambour-Major) der größte Knabe der neuen Schule, die heute begründet wird. Auf dem Kopfe einen grünen Kranz, in der Rechten einen weißen Stod, grün umwunden, an der Spitze hängend ebenfalls einen grünen Kranz. Sämtliche Knaben sind ähnl. geschmückt oder tragen Pommern- bzw. Preußenfähnchen. An ihrer Rechten führen sie die Mädchen. Diese in weißen Festkleidern oder Dorfstracht, bunte Kränze in den Haaren. Am Arm Kränzchen oder einen Strauß in der Hand, oder diesen oben an einen weißen unwundenen Stab gebunden. Indem alle singend, taktmäßig, hereinmarschieren, leitet Rosenow sie so, daß die Knaben rechts in den Bänken stehen bleiben, die Mädchen links. Bei diesen bleibt Rosenow stehen. Alle singen den Schlussvers:

Wißt ihr, daß wir heute bauen
unsre Schule zu Gottes Ehr?
Daß wir lernen, auf Ihn trauen,
singen mit der Vöglein Heer!
Gott gibt Segen und Gedeihen,
will uns Tag für Tag erfreuen, —
:: Kindlein, liebt ihn immer mehr! ::

(Hinter dem Zuge der Kinder sind der Pastor, in der

Mitte, Herr von Schmeling rechts, der Schulze Krüger links, dahergekommen. Sie stellen sich am Rednerpulte auf, die Dorfbewohner hinter den Kindern. Als der Gesang zu Ende ist, winkt Rosenow den Kindern, sich zu setzen. Der Geistliche betritt das Pult.)

Pastor: „Kindlein, liebt ihn immer mehr!“
Ja, ihr unsre lieben neuen Schulkinder, das war ein herzerfreuendes Liedchen, eine innige Mahnung, die ihr Großen und Kleinen zugesungen habt. Und so wahr das Gotteswort ist „Aus dem Munde der Unmündigen hast Du eine Macht zugerichtet“, so wahr möge auch eure Mahnung in unserer neuen Schule werden, die wir soeben gründen und einweihen konnten. Lange Jahre, ja, Jahrzehnte haben eure Eltern und Großeltern den Herzenswunsch gehabt, liebe Kinder, schon in ihren Knaben- und Mädchenjahren lernen zu können, wie groß und herrlich die weite Gottes schöpfung ist. Lernen zu können und die Gaben und Künfte auszubilden, die der reiche Gott in seiner Güte und Gnade in einen jeden Menschen gelegt hat. Denn vor seiner klaren Gerechtigkeit gibt es keine reich oder arm Geborenen. Allen gibt er gleiche Güter und Gaben des Leibes und der Seele: die gute Gesundheit, den hellen Geist, die klaren Augen, seine Wunderwerke zu schauen, das Gehör und die Kunst der Sprache, uns zu verständigen, und soviel unbeschreiblich Schönes in Wort und Lied und Tönen zu hören, zu verstehen und zu genießen. An uns ist es, diese Gaben uns nutzbar zu machen, sie aus-

zubilden für unsere täglichen Bedürfnisse, von denen der Mensch in seiner Hilflosigkeit ja so viele hat. Dann wird Gottes königliches Wort an seine Menschen wahr, mit denen er uns das Herrenrecht über die weite Erde mit ihren reichen Schätzen gab: Er füllt die Erde und herrscht über sie! — Wir haben es vorhin schon gehört, daß es einzig nur Armut war, daß der Wunsch nicht erfüllt werden konnte, in Bauerhufen selbst eine Schule zu haben. Die schweren Notjahre der Franzosenzeit, von denen euch, lieben Kinder, abends am Ofenfeuer oft Eltern und Großeltern erzählen, die machte das Verlangen eurer Väter zu einem brennenden, um ihrem armen zertrretenen Vaterlande mehr helfen zu können. Das erbarmte das der Jugend so freundliche Herz eines wahren Edelmannes, eures nachbarlichen Herrn. Nächst dem allmächtigen Gott habt ihr seiner Hilfe und Tatkraft die Schule im eigenen Dorfe zu danken. Auch er wird uns zu diesem schönen Werke noch seine Wünsche sagen. Uns alle, ihr lieben Eltern und Anverwandten der Kinder, aber laßt bedenken, wie viele gemeinsame Arbeit von Haus und Schule fortan nun nötig ist, dieses gute Unternehmen der Jugendertüchtigung und des Unterrichts voll Eifer und Friedfertigkeit zu fördern, so daß Gott seinen Segen darauf legen kann. Ihr habt euch hier unsern wackeren Meister Rosenow zum Lehrer und Erzieher eurer Kinder, eurer besten Schätze, erwählt. Herr Schulze Krüger hat sie ihm im Namen des ganzen Dorfes übergeben. (Schluß folgt.)

and in stand gefest. In den Spinnstuben entwickelten sich dann ein Stück einfachen aber urwüchsiges Volkslebens. Sie mögen in ihrer ursprünglichen Form heute nicht mehr üblich sein. Aber aus den Beobachtungen des bäuerlichen Lebens der Gegenwart ist noch vieles zu entnehmen, was auf die Spinnstubenromantik zurückgeht. Es ist jedenfalls eine reizvolle Aufgäbe, diesen ehrwürdigen Besten des deutschen Volksgutes auch in Pommern überall nachzugehen.

Die Freude über den Erfolg der Sammelarbeit auf den Dörfern wird über manche Mühen hinweghelfen, besonders auch dann, wenn es gelingt, wesentliche Stücke zur Erforschung altertümlicher Volksgebräuche herbeizuschaffen. Hoffentlich trägt der Gedenktag des Spinnrades dazu bei, daß unsere volkstümlichen Arbeiten im Heimatmuseum in Köslin einen erfreulichen Aufschwung nehmen. Wir erbitten hierzu die Mitarbeit aller Heimatfreunde.

54. Im Graben.

Vor einigen Jahren brachte ein kleiner Eigentümer aus dem Dorfe Died mit seiner Frau auf einer Karre ein Kalb nach Neustettin zum Markte. Das Tier wurde verkauft, und die beiden machten sich, nachdem sie sich gehörig erfrischt hatten, wieder auf den Heimweg. Des Mannes Füße wurden aber bald so schwer, daß er nicht weiter konnte. Kurz entschlossen setzte ihn die Frau auf die Karre und schob munter der Heimat zu.

Dabei wurde sie zuletzt milde und durstig. Eine Untersuchung der Kleider ihres ruhig schnarchenden Eheherrn ergab eine noch mehr als halb gefüllte Flasche mit Schnaps. Die Frau löschte ihren Durst und schlief dann, sich an Batern lehrend, auch bald ein.

Nach Stunden erwachte der Alte und war nicht wenig verwundert. Gutmütig aber setzte er nun seine bessere Hälfte auf seinen Platz und fuhr werkte wohlgenut seinem Dorfe zu.

In der Nähe desselben begegnete er guten Bekannten, die bei dem Anblick in ein lautes Hallo ausbrachen. Dabei verlor der Karrensenker aber das Gleichgewicht und sein Gefährt auch. Zum Unglück war dicht am Wege ein Wassergraben, der gutwillig Mann, Frau und Karre aufnahm. Die Nachbarn sichtigten zwar bald alles heraus, aber der aus süßen Träumen gerissenen Frau war die Laune verdorben.

Sie fing eine derartige Predigt an, daß die Netter sich schleunigst davonmachten.

55. Falsche Leute.

Auf dem zum Gute Wollin gehörigen Borwerf Friedrichswerder wohnte der Arbeiter Isler, ein stiller und gutmütiger Mensch, der keinem Kinde etwas zuleide tat, selbst wenn er zu viel Schnaps getrunken hatte, den er gar sehr liebte.

Einmal hatte er dem Lehrer Borchardt in Wollin einige Zentner kleine Kartoffeln verkauft; er brachte sie ihm auf einer Karre und erhielt sein Geld. Der Lehrer wollte einen Scherz machen und sagte: „Isler, ich möchte Ihnen gern einen Schnaps geben, aber das geht wohl nicht?“

„Worin nicht?“

„Sie trinken doch keinen.“

„Wer seggt dat?“

„Na, die Leute. Sie sagen, Sie hätten ihn sich abgefaßt.“

(Fortsetzung folgt.)

Schwänke und Schnurren aus Hinterpommern.

Von A. G a d d e, Reinwasser.

(Fortsetzung.)

Ein kleiner Knirps streckt freudig den Arm in die Höhe. „Na, sag mal!“

Und der Kleine erwidert: „Dat is e Hischepeerd!“

48. Vål Needigen is nich.

Willem was vun Muttre nah de Stadt schickt, wor hei bi Tante wat bestelle full. Sei kimmst grad' an, as sei Middag äte wille, o Tante seggt: „Willem, kumm o ett udl!“

Dat hebbt hei recht geern dane, aber hei hebbt heert, dat weer nich fin, wenn ma glit losäte deed'; ma miehd' sich erscht poarmal needige late. Doarum säd hei: „Ik dank, ik will nich.“

De andre eite nu los o needige nich wider. Willem schüdd up sinem Stauhl hen o her, o mit de Ziet fung hei an: „Tante, sädft du nich wat?“

„Ik, nee; wat full ik seggt hebbe?“

„Sädft du nich, ik full äte?“

„Jo. Na, wenn du wist, denn kumm mal!“

„Na jo, denn war ik so gaut sinne.“

49. Brombeeren mit Füßen.

Stadtkinder mögen in den Ferien gern aufs Land, besonders zu den Großeltern, weil diese für sie immer etwas Schönes in Bereitschaft haben. Und so freute sich auch der achtjährige Fritz Steinert gar sehr, als der Großvater, der zur Stadt gefahren war, ihn mit aufs Dorf nahm. Gleich an demselben Tage durchstöberte er Haus und Hof, Stall, Scheune und Garten. Am andern Vormittag ging er mit dem Großvater auf das Feld, wo auf einer Scheide eine große Brombeerbude mit den schönsten Früchten stand. Sei, war das eine Freudel Fritz machte sich flink über die Beeren her und stopfte in den Mund, was nur hineingehen wollte, bis der Großvater sagte: „Jung, sei doch nicht so gnettschig dahinter! Die roten Beeren mußt du nicht essen, die sind noch nicht reif, und du wirst krank davon. Such' nur unten, die schön schwarz und blank sind!“

Fritz geht wieder eifrig ans Werk. Auf einmal ruft er: „Großvater, haben die Brombeeren auch Füß?“

„I wo, Jung, was redst du?“ antwortet der Großvater.

„Donnerwetter“, sagt Fritz, „dann hab' ich einen Mistkäfer aufgefressen.“

50. Stuhl und Schemel.

Eine Frau in Podeluch war krank geworden und schickte ihre siebzehnjährige Tochter nach Stettin zum Arzt, um ihn um Rat zu fragen. Der Arzt erkundigte sich eingehend nach dem Befinden der Kranken und fragte zuletzt: „Geht die Mutter auch regelmäßig zu Stuhl?“

Das junge Mädchen antwortete darauf: „Nee, Stöhler heww wi nich; un' Mutter sitt immer up'm Schemel!“

51. Immer freundlich.

Ein Herr aus dem Städtchen Kallies hatte auf dem Lande einen Besuch gemacht. Beim Weggehen konnte er seinen Hut nicht gleich finden, denn er war unter den Tisch gefallen. Ein junges Mädchen aus dem Dorfe hebt ihn auf und reicht ihn dem Herrn hin, worauf dieser sagt: „Ich danke schön! Sie sind sehr freundlich.“

Unbefangen erwidert die Dorfschöne: „D, lache doo ik immer!“

52. Die Zarnkowsche Kiehhöhne.

Vor vielen Jahren, als es die Eisenbahn von Stargard nach Freienwalde noch nicht gab, ging ein Mann aus Zarnikow nach Stargard, um auf dem Markte einen Hahn zu verkaufen. In der Nähe von Daylow floa ihm der Hahn aus dem Korbe und lief

in ein Roggenfeld. Der Mann suchte und lockte ihn, indem er fortwährend rief: „Ach, mien leew' Hühnka, segg do no ees: Kiehl!“ Aber all seine Bemühungen waren vergeblich; der Hahn war und blieb verschwunden.

Betrübt machte sich der Mann wieder auf den Heimweg, und allen, denen er begegnete, erzählte er sein Mißgeschick.

So wurde die Geschichte von dem Kiehl-Hühnka bald in der ganzen Umgegend bekannt, und seitdem hießen die Zarnikower bei ihren Nachbarn scherzweise nur noch „Zarnkowsche Kiehl-Höhne“.

53. Ihna und Rega.

Die Stadt Stargard liegt an der Ihna und Treprow an der Rega. Da lebte nun einmal in Stargard eine Beamtenfamilie, die hatte als Dienstmädchen so eine richtige Unschuld vom Lande, sonst aber ein gutes und ehrliches Geschöpf. Die Leute wohnten in der Nähe der Ihna, und da es damals eine Wasserleitung in Stargard noch nicht gab, so hatte das Mädchen täglich von der Wasserstelle am Neuen Tor Wasser zu holen und konnte auf diese Weise gründlich mit „der Ihn“ Bekanntschaft machen.

Nach einiger Zeit wurde der Mann nach Treprow versetzt, und das Mädchen zog mit. In den nächsten Schulferien besuchte sie ihre Eltern bei Stargard, und da fragte man sie, wie es ihr in Treprow gefalle. „Recht gut“, antwortete sie; „awer dat ein minnert mi: In Treprow seggen se to de Ihn immer „de Regg“.“

Herbstwald.

Einsam wird der Wald und kalt. Es ist ein herbes, wehmütiges Abschiednehmen da draußen in der Natur. Es geht nicht leicht. Nur schwer trennt sich der Baum von seinem Blatterschmuck, um wieder bloß und nackt dem Sturm zu trogen. Dieser aber fährt unbarmherzig hinein: Es muß sein, das Abschiednehmen und das Sterben.

Leise trifft ein herabwirbelndes Blatt die Schulter des sinnenden Wanderers. Still zuckt er zusammen. Er weiß, was es bedeutet; er leidet ganz mit diesem herben Schmerz des Herbstwaldes. Er kennt sich ja auch nur als ein kleines Teilchen der Schöpfung, das der Sturm einmal wegjagen wird.

Was ist sein Los? Wird er in das Nichts zergehen und zertreten werden? Tröstend vernimmt er eine eindringliche Stimme, die ihn schon einmal, in einer Stunde, wo die Wogen des Sterbens über ihm zusammenschlugen, ausgerichtet hat: Ich bin das Leben und du sollst auch leben.

Sein Gehör wird feiner, seine Augen werden schärfer: Er hört inmitten all des Sterbens und Abschiednehmens draußen dieses tröstende Wort des Schöpfers, das nicht nur ihm, dem Menschen, sondern dessen ganzer Schöpfung gilt: Du sollst leben! Tod und Sterben ist nur Uebergang zum Leben, ist nur Verwandlung; nein, es ist mehr: Es ist Auferstehung zum Leben. Und — „Lebensreif wird man nur durch große Liebe, die man fahren läßt“.

F. S.

Heimatbücherei.

„Unser Pommernland.“ Monatschrift für das Kulturleben der Heimat, 15. Jahrgang 1930, Heft 10. Verlag Fischer & Schmidt, Stettin. Bezugspreis vierteljährlich 3.— RM.; Einzelpreis des Heftes 1.— RM.

Das vorliegende Heft 10 ist in seinem überwiegenden Teil eine Ehrung des pommerschen Dichters Hermann Ploeg, der am 31. Oktober seinen 60. Geburtstag begehen konnte. Johannes Ebert erzählt Erlebnisse aus Hermann Ploegs Ausbildungszeit (Lehrerseminar Cammin 1887—90). Wilhelm Muhr widmet seinem alten Lehrer Worte herzlichen Gedankens in wehrvoller Erinnerung an die Tribsechzig Jahre. Hugo Koeler plaudert darüber, wie er den Dichter kennenlernte und sein Freund wurde. Heinrich Vogel beschreibt eine Frühlingswanderung mit dem Freunde, die ein treffendes Bild des Menschen Ploeg vermittelt. Franz Schütt und Ferdinand Gregori führen uns in die Werkstatt des Dichters und würdigen seine Bedeutung als eines der besten Lyriker Pommerns, dessen in jeder Literaturgeschichte Erwähnung getan wird, und von dem Gedichte sowohl in eine stattliche Anzahl von Anthologien als auch in viele Lesebücher Aufnahme gefunden haben. Dann hat der Dichter selbst das Wort. Er führt uns in sein „Ahnenland“, auf das Gehört seines Großvaters in Cretlow bei Cammin und in das Haus seiner Eltern, die später nach Wollin zogen, wo Hermann Ploeg ein Jugendparadies erlebte, das seinen verklärenden Schimmer mit unverminderter Helle in sein Alter strahlen läßt. Aus dem übrigen Inhalt des wertvollen Heftes, das einen prächtigen Bilderschmuck aufweist, interessiert besonders der Aufsatz „Ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege“ von Lehrer Karl Schulz, Nehringen. Er gewährt einen in vieler Hinsicht überraschenden Einblick in die Kulturarbeit eines Dorfschulmeisters, der ein Menschenalter hindurch nicht nur die Kinder seines Dorfes zu Menschen herangebildet hat, sondern auch seiner Dorfgemeinschaft auf schleichendem allen Lebensgebieten ein Führer war, dessen Tätigkeit für alle Zeiten mit der Geschichte seines Dorfes untrennbar verbunden sein wird.